

OVERDRUK UIT:

EX AUDITU VERBI

THEOLOGISCHE OPSTELLEN AANGEBODEN AAN

PROF. DR. G. C. BERKOUWER

TER GELEGENHEID VAN

ZIJN VIJFENTWINTIGJARIG AMBTSJUBILEUM

ALS HOOGLERAAR IN DE FACULTEIT DER GODGELEERDHEID

VAN DE VRIJE UNIVERSITEIT TE AMSTERDAM



UITGEVERSMAATSCHAPPIJ J. H. KOK N.V. KAMPEN 1965

KARL BARTH

REFORMIERTE THEOLOGIE IN DER SCHWEIZ

Die Aufgaben christlicher Theologie — so auch die der reformierten Theologie — sind in allen Ländern, Völkern, Staaten und Kirchen grundsätzlich dieselben: Analyse und Auslegung der biblischen Schriften, Herausarbeitung und Darstellung der verschiedenen Gestalten der Kirche, ihres Lebens und ihrer Lehre in ihrer bisherigen Geschichte, synthetische Besinnung auf den Gegenstand und auf das von ihm her gebotene Tun des christlichen Glaubens, Einweisung der zum Vollzug der kirchlichen Dienstes besonders verantwortlichen Menschen in dessen Praxis. Es gibt aber innerhalb der oekumenischen Einheit, auch innerhalb der spezifisch „reformierten“ (presbyterianischen) Kirchengemeinschaft gewisse für die in der reformierten Schweiz geleistete Arbeit charakteristische Eigentümlichkeiten ihrer Formen, Gewichtsverteilungen und Betonungen. Von ihnen soll hier in kurzem Bericht die Rede sein.

Problematisch im Blick auf die internationale Wechselwirkung ist in dieser Hinsicht vor allem ihre Beziehung zu dem, was auf demselben Tätigkeitsgebiet im Protestantismus des benachbarten *Deutschland* geschehen ist und noch geschieht. Hervorgehoben wichtig ist ja diese Beziehung auch für die evangelische Theologie in Frankreich, in den Niederlanden, in den skandinavischen Ländern, in Grossbritannien, in Nordamerika. Deutschland war nun einmal das Ursprungsland der Kirchenreform des 16. Jahrhunderts und damit auch der ihr entsprechenden erneuerten theologischen Forschung und Lehre. Führend in dieser Sache wurde es wohl (im Guten wie im weniger Guten) auch kraft einer ihr besonders günstigen Biegsamkeit, Beweglichkeit und Flugfähigkeit der deutschen Geistes- Denk- und Gemütsart — auch kraft einer besonderen (teilweise nicht ungefährlichen) Vielfältigkeit

des Ausdrucks, kraft der deutschen Sprache und Syntax. Dass das Englische in unserem Jahrhundert zur praktisch unentbehrlichen *lingua sacra* der nicht-römischen Oekumene geworden ist, hat andere Gründe. *Germania docet*. Das kann man jedenfalls auf dem theologischen Feld nur von Deutschland sagen. So hat auch die schweizerische Theologie die Bewegungen der deutschen von jeher und bis auf diesen Tag aufgenommen, begleitet und mitgemacht. Aber das wäre eine höchst unvollständige Beschreibung des geschichtlichen Sachverhaltes. Die Schweiz war wie überhaupt, so auch in der Theologie nie eine deutsche Provinz und ist es heute weniger als je. An dem ist es nicht, war es auch nie, dass die Tätigkeit der schweizerischen Theologen sich, wie ich einen deutschen Kollegen einmal unartig sagen hörte, darin erschöpfte, deutschen Tabak zu Zigarren für den heimischen Gebrauch zu verarbeiten. Dagegen spricht, dass gleich der erste reformierte Schweizertheologe grösseren Formats, Huldrych Zwingli (ganz abgesehen von seiner persönlichen und toggenburgischen Originalität) bevor er — nicht ohne wichtige Modifikationen und Vorbehalte — Schüler Luthers wurde, zu seinem Vorteil und Nachteil bei dem Italiener Picus de Mirandola und besonders bei Erasmus von Rotterdam gelernt hat. Es war dann auch der Franzose Calvin, der die Gestalt der schweizerischen Theologie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und im 17. — ohne dass sie abgesehen von Genf streng calvinistisch wurde — unverhältnismässig viel stärker beeinflusst hat als Luther und seine Mitarbeiter und Nachfolger. Gerade der als *praeceptor Germaniae* berühmte Melancthon hat auch für die alemannische Schweiz, um von der romanischen nicht zu reden, kaum viel bedeutet. Und dann brachte es der sich verschärfende konfessionelle Konflikt mit dem Luthertum mit sich, dass sich die jungen Schweizer im 17. und 18. Jahrhundert, sofern sie ihre theologische Bildung im Ausland suchten, viel eher nach Frankreich und Holland als nach Deutschland wandten. Erst die durch die idealistische Philosophie angeregte und bestimmte deutsche Theologie des 19. Jahrhunderts bis hin zu der Albrecht Ritschls und seiner engeren und weiteren Schule hat dann wieder eine stärkere Anziehungskraft auf die Theologen der deutsch- wie auch der französisch-sprechenden reformierten Schweiz ausgeübt. Es hat aber auch an umgekehrt von der Schweiz nach Deutschland ausgehenden Einwirkungen nie ganz gefehlt. Mindestens eine der Urgestalten des die deutsche Theologie heute wieder so stark bestimmenden Historismus war die „heils-

geschichtliche" Konzeption der im 19. Jahrhundert lange blühenden sog. Erlanger Schule: diese selbst aber ging zurück auf die schon von manchen älteren Lutheranern stillschweigend übernommene, im reformierten Holland ausgebildete Theorie von der Folge der verschiedenen Gottesbünde, die ihren Anfang ausgerechnet in Zürich des 16. Jahrhunderts hatte. Vor und nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ist der sehr eigenständige St. Galler Adolf Schlatter abseits von den Wegen der damals herrschenden liberalen Theologie als Professor in Greifswald, Berlin und Tübingen zum Lehrer einer breiten Schicht deutscher Theologen geworden und ist als solcher in bestimmten Sparten der Wissenschaft bis heute gerade dort immer noch hoch geschätzt. „Religiösen Sozialismus" gab es zuerst in der Schweiz, dann erst, nach dem ersten Weltkrieg und in merkwürdig abgewandelter und wenig lebenskräftiger Form auch in gewissen deutschen Quartieren. Und schliesslich war es doch die ohne alle deutsche Anregung notorisch mitten in der Schweiz aufgekommene sog. „Dialektische Theologie", die in den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts eben jene in Deutschland vor dem ersten Weltkrieg fast monopolartig dominierende, durch die grossen Namen von Harnack, Herrmann, Troeltsch und manchen Anderen ausgezeichnete Richtung bis auf weiteres in den Hintergrund drängte, ohne die der deutsche Kirchenkampf zur Zeit des Nationalsozialismus nicht möglich gewesen wäre und deren Entfaltungen sich auch die Anhängerschaft der seither aufgekommenen liberalen (diesmal „existenzialistischen") Reaktion noch nicht ganz entziehen zu können scheint. — Ganz so eindeutig, wie sie sich oft darstellen möchte, ist also diese unsere wichtigste Beziehung nach aussen: die nach Deutschland hin, bezw. von dorthier, nicht zu beschreiben.

Unter den die reformierte Theologie der Schweiz charakterisierenden Nuancen möchte ich zunächst die Neigung zu einem gewissen trockenen *Radikalismus* nennen: trocken, weil er in einer bei uns nicht selten wahrnehmbaren Vorliebe besteht, bestimmte Linien in etwas glanz-, freud- und humorlosen Konsequenzen auszuziehen — darum auszuziehen, weil sie an sich tatsächlich ausziehbar sind und weil bei diesem Verfahren Alles auf den ersten Blick so viel einfacher und handlicher zu werden scheint. So hat gleich unser grosser Zwingli sein ganzes Bibel-, Gottes-, Menschen- und Weltverständnis in einer auch von Calvin so nicht erreichten Durchsichtigkeit auf den Nenner des Glaubens an die Alles

und Jedes begründende und bewirkende göttliche Vorsehung gebracht. So waren es die schweizerischen Kirchen und nur sie, die auf dem Höhepunkt des Zeitalters der reformierten Orthodoxie, und kurz bevor diese ins Wanken kam, die berühmte Lehre von der wortwörtlichen Inspiration der Heiligen Schrift in formal höchst rationalistischer Durcharbeitung bekenntnismässig festgelegt haben. So war es im 19. Jahrhundert der Zürcher Aloys Emanuel Biedermann, der es gewagt hat, die von Hegel ersonnene Phänomenologie des Geistes in einer Vollständigkeit und Präzision auf die Geschichte und auf das positive Verständnis des christlichen Dogmas anzuwenden, in der es ihm auch unter den Deutschen Keiner gleichgetan hat. So hat der Berner Rudolf Steck, bei dem ich noch meinen ersten Unterricht in der neutestamentlichen Wissenschaft empfangen habe, auch die weitgehendsten Hypothesen der von F. Ch. Baur begründeten Tübinger Schule damit überboten, dass er dem Nachweis für die „Unechtheit“ der sämtlichen angeblich vom Apostel Paulus stammenden Briefe zu führen unternahm. So hat sich nachher wieder in Bern Martin Werner durch Albert Schweitzer zu Entfaltung einer „konsequenten Eschatologie“ anleiten lassen, laut derer mit der Theologie des ganzen Neuen Testaments auch die aller folgenden Jahrhunderte und also auch die der Gegenwart, als ein einziges, nur eben künstliches und unaufrichtiges Ausweichen vor der unbequemen Tatsache zu verstehen wäre, dass nicht nur die ersten Jünger Jesu, sondern gerade er selbst in der Erwartung der unmittelbaren zeitlichen Nähe des Endes aller Dinge gelebt, und dass sie sich eben darin getäuscht hätten. Aber ich muss wohl vollständig sein: in richtigem schweizerischen Radikalismus habe schliesslich auch ich selbst vor 40 Jahren in meiner zweiten Erklärung des Römerbriefs in fast katastrophalen Entgegenstellungen von Gott und Welt, Gott und Mensch, Gott und Kirche die theologische Bühne betreten und diesseits und jenseits des Atlantik Aufsehen, Missverständnisse und Verwirrungen erregt, die sich in den folgenden Jahrzehnten für die Ablehnung wie für die Zustimmung, die das Buch fand, schwerwiegend genug ausgewirkt haben.

Nicht immer freilich hat sich die schweizerische reformierte Theologie durch solch forsches Konsequenzenziehen — fast immer aber hat sie sich (auch in jenen radikalen Gestalten) durch eine auffallende *Nüchternheit* ausgezeichnet. Mit ausgesprochenen Schwärmern, aber in anderer Weise auch mit dem Tiefsinn von Luthers Sakramentslehre hat

schon Zwingli kurzen Prozess gemacht. Sicher gab es später in der welschen und doch auch in der deutschen Schweiz Erweckungen und später Gemeinschaftsbewegungen, gab es schon im Zürich des 18. Jahrhunderts einen Lavater mit seinen Ausblicken in die Ewigkeit und schon in den alten schweizerischen Pfarrhäusern nicht wenige Pietisten, Herrenhuter und auch Romantiker. Zu richtigem Enthusiasmus oder zu eigentlicher Mystik aber, wie sie etwa die reformierte Theologie am Niederrhein hervorbrachte, hat es in helvetischen Landen nie oder nur in seltenen Fällen gelangt. Es dürfte damit zusammenhängen, dass wir Schweizer Theologen zwar hoffentlich nicht geradezu gemütsarme und auf prinzipielle Formlosigkeit bedachte, aber im Ganzen immerhin ausgesprochen uneiferliche Leute sind, unter denen trotz aller gelegentlichen Anregungen von Berneuchen oder Taizé her schwerlich je ein bedeutender Liturgiker aufstehen und breiteren Einfluss gewinnen wird. Auch für das Auftreten und die Geltung von ausgesprochenen Führerpersönlichkeiten war und ist die allem „Starkult“ — von episkopalen Allüren nicht zu reden — abgeneigte schweizerische Theologenschaft zu ihrem Heil (gelegentlich wohl auch zu ihrem Schaden) ein sehr ungünstiger Boden. Erstaunlich, wie der Duft und die Wärme, die noch in den Werken des älteren Schleiermacher (um von denen des jüngeren nicht zu reden) zu bemerken war, verflogen, als sein Erbe in die Hände seines einzigen ganz getreuen Schülers, des Zürchers Alexander Schweizer geriet: wie ein lederharter „Protestantismus“ als Kulminationspunkt der Entwicklung aller und so auch der christlichen Frömmigkeit es jetzt gänzlich vergessen liess, dass von dieser Sache einst in den feurigen Zungen der „Reden über die Religion“ geredet worden war. Erstaunlich, wie übersichtlich und geheimnislos die alttestamentliche Geschichte, Religion und Theologie — nach den Anfängen ihrer neuen Deutung durch Herder, De Wette und noch Wellhausen und verglichen mit deren Fortsetzung bei Bernhard Duhm und Hermann Gunkel — unter den Händen des wahrhaftig tüchtigen Baselbieters Karl Marti geworden ist. Erstaunlich war es dann freilich auch, wie die Theologie desselben Schleiermacher wenige Jahrzehnte nach Alexander Schweizers Tod wieder in Zürich durch Emil Brunner mit dem „Wort“ konfrontiert und nun doch als „Mystik“ entlarvt und aufs strengste kritisiert wurde — und wie sich dann auf Brunners eigenem Weg eben das „Wort“ als eine in seiner ganzen Hoheit manipulierbare, in grosser Gesundheit an die menschliche Vernunft appellierende und an deren Möglichkeiten „an-

knüpfende" Offenbarung erwies, die es Brunner erlaubte und gebot, in friedlichem Nebeneinander eine Rekonstruktion des alten christologischen Dogmas, eine Beschreibung der Kirche als reine Liebesgemeinschaft und ausser einer neuen Apologetik eine Begründung der staatlichen Ordnung auf ein vom Evangelium unangerührtes Naturrecht zu entfalten, um schliesslich sogar der „Moralischen Aufrüstung" seinen Beifall zu geben. Ich möchte mich selbst aber auch in dieser Hinsicht nicht besser machen: wenn die Schweiz u.a. treu und brav auch meine „Kirchlich Dogmatik" als Versuch der Verständigung über den Sinn und Inhalt der in der Kirche zu bezeugenden Wirklichkeit und Wahrheit hervorgebracht hat, so ist nicht zu verschweigen, dass in den Augen und Ohren nicht Weniger auch sie an allzu ungebrochener Einsichtigkeit zu leiden scheint. Ein Werk von der Flughöhe der das Unbedingte als den Seinsgrund samt seinen Symbolen und Dämonisierungen überblickenden und durchschauenden „Systematischen Theologie" von Paul Tillich oder auch von der abgründigen Paradoxie von Heinrich Vogels „Gott in Christo" wird von einem Schweizer nach menschlichem Ermessen nie geschrieben werden. Bis jetzt jedenfalls hat es Keiner von uns so weit gebracht.

Es widerspricht weder dem über den Radikalismus noch dem über die Nüchternheit typisch schweizerisch-reformierten Theologie Gesagten, wenn ich als drittes ihr eigentümliches Merkmal ihre ausgesprochene Neigung zur *Vermittlung* nenne. Nicht umsonst ist der ehrwürdige Niklaus von Flüe der bekannteste schweizerische Heilige. Sein Bild blieb auch in der reformierten Schweiz unvergessen. Wie auch das Faktum zu erklären sei: ohne deshalb ein Heiliger zu sein, liebt es der Schweizer Theologe in der Regel nicht, zu wählen, sich zu entscheiden und fest zu legen, sondern zieht er es vor, zu beobachten, zu erwägen, zu vergleichen, halblaut von einem unbestimmten dritten Ort auch dieses oder jenes berechnete „Anliegen" festzustellen und die entsprechenden Noten auszuteilen — wenn überhaupt, dann „mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken" zu kämpfen. Sicher hat dieses Verhalten seine grossen Vorzüge. So hat Heinrich Bullinger zwischen Calvin und den allzu steifen Zwinglianern vermittelt. So haben am Anfang des 18. Jahrhunderts die berühmten Triumviri: Samuel Wehrenfels in Basel, Jean Alphonse Turretini in Genf und Jean Frédéric Ostervald in Neuenberg Orthodoxie, Pietismus und Aufklä-

rung jedenfalls in ihren Personen und doch für lange Zeit massgebend auch für ihre Kirchen zu versöhnen gewusst. Sie waren übrigens (wenigstens unter den offiziellen Kirchenmännern und Theologen) unter den Ersten, die ökumenische Beziehungen auch über den im engeren Sinn reformierten Kreis hinaus (merkwürdigerweise besonders zum Anglikanismus hin) aufgenommen und gepflegt haben. In ähnlicher Klugheit, Milde und Weisheit ist im 19. Jahrhundert der Basler Karl Rudolf Hagenbach als Kirchen- und Dogmenhistoriker, als Enzyklopaedist und als langjähriger Herausgeber des „Kirchenblattes für die Reformierte Schweiz“ zwischen die Vertreter einer älteren und einer moderneren Glaubensweise hineingetreten. Vermittler waren aber ihrer ganzen Struktur nach und jedenfalls in ihrem Wollen auch unsere grossen Freisinnigen A. Schweizer und A. E. Biedermann. Von Feuerbach und von D. Fr. Strauss, den grossen Bilderstürmern ihrer Zeit, haben sie sich bei aller Schärfe ihrer Auseinandersetzung mit der orthodoxen Tradition sorgfältiger und entschiedener und vor allem mit viel grösserer historischer Kunde von jener Tradition zu distanzieren gewusst, als dies den Neo-Liberalen unserer Tage gegeben zu sein scheint. So sieht man aber auch den ursprünglich von der „konsequenten Eschatologie“ umgetriebenen, in Basel predigenden und dozierenden Berner Fritz Buri in seiner „Dogmatik als Selbstverständnis des christlichen Glaubens“ belehrt durch Karl Jaspers in fast ermüdendem Gleichtakt kombinierend zwischen den Extremen hin und herschreiten. Und es will beachtet sein, dass es bei uns im 19. und 20. Jahrhundert wohl auch eine besonders in biblisch-historischen Fragen konservative Rechtspartei, eine eigentlich so zu nennende Orthodoxie aber immer weniger und so etwas wie Fundamentalismus gar nicht gegeben hat. Der Heidelberger Katechismus ist erst in den letzten Jahrzehnten Manchen wieder interessant und da und dort auch wieder in Gebrauch genommen worden. Die Verpflichtung auf das „Apostolikum“ ist vom „Evangelisch-Kirchlichen Verein“ der sogen. „Positiven“ kurz nach dem ersten Weltkrieg (ungeschickter Weise gerade im Augenblick, als seine Aktien unter Einwirkung von anderer Seite wieder zu steigen schienen) in aller Form fallen gelassen worden. Und als ich 1935, aus der schärferen Luft des deutschen Kirchenkampfes in die schweizerische Heimat zurückgekehrt, die Liberalen auf einer Pfarrertagung in St. Gallen ganz beiläufig und arglos wohl als „Freunde“, aber nicht geradezu als „Brüder“ anreden wollte, da waren die anwesenden „Positiven“ durchaus nicht die Letzten, die

auf solche Lieblosigkeit mit lauter Wehklage und mit dem Gesang des Liedes: „Herz und Herz vereint zusammen“ antworteten. Aus ihrem Organ, dem einst leidlich streitbaren „Kirchenfreund“ ist schliesslich unter dem Titel „Reformatio“ eine nur durch ihren eifernden Antikommunismus auffallende Familienzeitschrift für religiös interessierte Gebildete geworden. Intoleranz gab es in der heutigen schweizerischen Theologie (vielleicht mit Ausnahme des kürzlich verstorbenen zeitlebens richtig erbitterten Neuprotestanten Martin Werner in Bern) eigentlich nur noch gegenüber solchen, die sich irgendwelcher Intoleranz auch nur von ferne schuldig zu machen schienen. Wie sollte ich übrigens bestreiten, dass ich selber im Alter auch viel komprehensiver geworden bin, als ich es früher war? Ein so scharfes „Nein“ wie das, das ich — es ist nachträglich nur aus dem Kontext des deutschen Kirchenkampfes zu verstehen — 1934 Emil Brunner entgegengeschleudert habe, entsprach (von allem Anderen abgesehen) gewiss nicht der guten helvetischen Gepflogenheit. Im Blick auf die romanische Schweiz wäre hier hervorzuheben, dass sie einen sonst kaum häufig anzutreffenden menschlich überaus sympathischen Typus von evangelischem, ja, pietistischem Liberalismus hervorgebracht hat, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in dem Waadtländer Alexander Vinet, um die Jahrhundertwende in dem Genfer Gaston Frommel seine edelsten Vertreter hatte. Ist es endlich ein Zufall oder hört man nicht auch dazu die Akkorde der „Schweizer Psalms“, entspricht es nicht einer gewissen vielleicht gesamthelvetischen Eigentümlichkeit, dass es sich bei den bekannten von Hans Urs von Balthasar und von Hans Küng mir im besonderen so verständnisvoll zugewendeten kontroverstheologischen Bücher um Gespräche gerade schweizerischer Katholiken mit einem schweizerischen Reformierten handelt?

Unsere grösste Stärke lag wohl von jeher auf dem Feld der *Ethik* und im Zusammenhang damit: der *Pädagogik* — wie denn der Schweizer wohl auch sonst ein weniger auf Meditation und Aisthesis als auf das praktische Leben ausgerichteter, auf diesem Gebiet gerne lernender und dann auch lehrender Menschenschlag zu sein scheint. In Heinrich Pestalozzi und Jeremias Gotthelf standen und stehen uns Leitbilder vor Augen, deren wir uns wahrlich nicht zu schämen haben, um die uns die Theologen anderer Länder vielmehr beneiden könnten. Noch einmal ist hier Zwingli zu gedenken: vor allem seines höchst grundsätzlichen

Widerspruchs gegen die Kriegsdienste der Schweizer im ausländischen Sold mit ihren verheerenden Auswirkungen auf die heimische Wirtschaft und Moral. Auf Sittenverbesserung zielte aber mit berüchtigt gewordener Rigorosität auch die reformatorische Predigt und Kirchenzucht Calvins in Genf. Und unerbittlich redete und schrieb nach dieser Seite noch im 18. Jahrhundert auch jener Neuenburger J. Fr. Ostervald. Man bemerke: der Akzent lag und liegt dabei weniger auf den Problemen der individuellen und privaten Moral — die „Moralische Aufrüstung“ mit ihren vier Absoluten hat zwar ihren Sitz in der Schweiz aufgeschlagen; sie ist aber abgesehen von allem anderen, was zu dieser Sache zu sagen wäre, entschieden kein schweizerisches Gewächs — als auf dem Ethos der „Gerechtigkeit“ der öffentlichen, der politisch-sozialen Vorgänge, Zustände und Verhältnisse in Stadt, Land und Umwelt. Das wird man den schweizerischen Theologen im ganzen nicht nachsagen können, dass sie den Kopf in den Sand gesteckt, ihr Wesen hinter chinesischen Mauern getrieben, dass sie die „Zeichen der Zeit“ nicht jeweils nach bestem Wissen und Gewissen innerhalb ihres durch Natur und Geschichte begrenzten Horizontes zu deuten und dann (ob mit Verstand oder Unverstand) auch mit Wort und Tat in den Lauf der Dinge einzugreifen versucht hätten. Anliegen der Fürsorge für Arme, Kranke und Alte, der Schulbildung, der Volksgesundheit, der Arbeiterbewegung, der Kampf gegen den Alkoholismus, gegen die Spielbanken, in unseren Tagen für das Freigeld und gegen die Atombewaffnung, aber auch die prinzipiellen Postulate radikal-demokratischer, früher auch radikal-konservativer, später sozialistischer Politik sind auf den Kanzeln und in den Presseorganen der schweizerischen Kirchen des 19. und 20. Jahrhunderts (mit oder ohne Ausblicke auf die allgemeine Weltlage) mehr oder weniger mutig und sachkundig, aber jedenfalls reichlich (gelegentlich eher zu viel als zu wenig, eher zu laut als zu leise) zur Sprache gekommen. Direkte Uebergänge aus der kirchlich-theologischen in die politisch-soziale Arbeit haben in der schweizerischen Theologenschaft mehr als einmal stattgefunden u.zw. ohne dass das für die Betroffenen eine Preisgabe ihrer christlichen Ueberzeugung und Substanz bedeutet hätte. Ich darf hier wohl nachträglich einmal erzählen, dass ich in meiner späteren Safenwiler Zeit — eben damals, als mich der Römerbrief immer mehr in Anspruch nahm — selber mit dem Gedanken wenigstens gespielt habe, mich den mich damals besonders interessierenden Geschäften eines Gewerkschaftsekretärs zuzuwenden und dass, als

ich schon in vollem Aufbruch nach Göttingen begriffen war, ein aufgeregter Zeitgenosse zu mir kam mit dem Ansinnen, im Lande zu bleiben, mich in den aargauischen Grossen Rat wählen zu lassen, um dann meine Tage — wer weiss? — als Regierungsrat in diesem Kanton zu beschliessen. Es war wohl in verschiedener Hinsicht besser, dass aus dem Allem nichts wurde. Immerhin: Der „Religiöse Sozialismus“, wie er in den beiden ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts besonders, aber in sehr verschiedenem Tonfall von Hermann Kutter und Leonard Ragaz vertreten wurde, war, obwohl auch von der Hoffnungsbotschaft des jüngeren Christoph Blumhardt angeregt, gerade in seinem kritisch-polemischen Auftreten schon eine charakteristisch schweizerische Bewegung. Der ihm damals eigentümliche Impetus hat in der mehr am Grundsätzlichen orientierten Arbeit von Alfred de Quervain in Bern und in der mehr auf die soziologische Konkretion bedachten von Arthur Rich in Zürich neue, der veränderten Zeit angemessene Gestalten angenommen. Er hat sich aber auch gewandelt, indem er zu einer neuen Sammlung und Konzentration auf die dem Schweizer weniger naheliegende, aber umso nötigere Erkenntnis des Wortes Gottes von seiner freien und frei bleibenden, aber gerade so verbindlich nach tätiger Antwort rufenden Gnade geführt hat. Hier wäre auch der inneren und äusseren Entwicklungen zu gedenken, in die die Basler Mission in unserem Jahrhundert eingetreten ist.

Der reformierte Gottesdienst begann in unseren Landen (an manchen Orten noch bis in unsere Tage hinein) mit der solenn auf die Fragen, Ausgaben und Versuchungen der Woche hinweisenden Verlesung der Zehn Gebote. Das grosse Problem der schweizerisch-reformierten Theologie dürfte auch in Zukunft darin bestehen, Gottes Gesetz als Gebot der frohen Botschaft zu verstehen und zu erklären — und insofern die Woche vom Sonntag (von der Auferstehung des Herrn!) her zu deuten, und ja nicht umgekehrt! Ich sehe in den Predigten des Berner Münsterpfarrers Walter Lüthi eine für unsere Zeit gerade in dieser Hinsicht exemplarische Gestalt guter schweizerisch-reformierter Theologie.